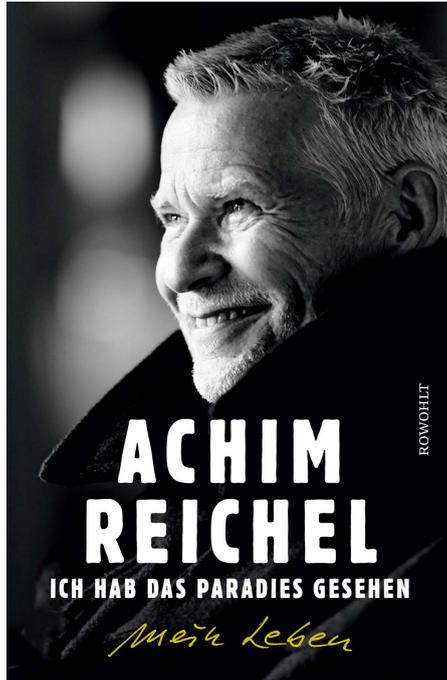


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00178-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Achim Reichel

Ich hab das Paradies gesehen

Mein Leben

Rowohlt

Achim Reichel dankt den folgenden
Fotografen herzlich für die Fotos im Tafelteil:

Jim Rakete
Günter Zint
Hinrich Franck und Matti Klatt
Michael Gimbut
Eva Kroht
Arthur Carstens
Jens Ehlers
Arne Weserberg
Ingo Nordhofen
Max Scheler
Archiv Herbert Hauke Rockmuseum
Arno Weichold
Rudolf Ahlert
«Brösel» Rötger Feldmann

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Oktober 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Alle abgedruckten Songtexte von Achim Reichel und Jörg Fauser
mit freundlicher Genehmigung von Gorilla Musik-Verlag GmbH

Innengestaltung Daniel Sauthoff

Satz Eskort Latin bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-498-00178-0

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de

Inhalt

Widmung
Die Frachterreise

Gewidmet meiner Frau Heidi
und unserer wahren Liebe,
den Kindern Marlies, Alena & Illya,
meinen Eltern Ella und Heinrich Reichel und
meiner Schwester Jutta

[...]

Die Frachterreise

REISE REISE (Die Segel der Erinnerung)

Wenn der Wind in die Segel der Erinnerung weht
Und der alte Seebär noch einmal auf die Reise geht
er schließt dann die Augen und hört alsbald
Gesang der von fern übers Wasser hallt

Reise Reise
Reise Reise
die Leinen los
Reise Reise

Wenn der Wind in die Segel der Erinnerung weht
und er bei steifer Brise wieder an der Reling steht
Da wird's ihm in den Knien vom Seegang federleicht
Nur Wellen, Wind und Wolken, soweit das Auge reicht

Reise Reise ...

Und wie der Wind in die Segel der Erinnerung weht
Ihm ein Geschmack von Salz über die Lippen geht
Da öffnet er die Augen, ganz ungewollt
Es war das Salz von Tränen, die ihm über die Wangen
gerollt

Reise Reise ...

Seit fünf Jahren schrieb ich nun schon an meiner Au-
tobiographie und hatte das Gefühl, nicht mal die Häl-
fte davon geschafft zu haben. Immer wieder musste Zeit

für Dinge aufgewendet werden, die meine Schreibbemühungen in die Pause schickten. Ich war der irrigen Auffassung, ein Buch könnte, wenn auch langsam, aber doch peu à peu nebenher entstehen. So konnte nur einer denken, der noch nie eins geschrieben hatte.

Mal mussten neue Songs für ein neues Album geschrieben werden, das ich «Raureif» nennen wollte; als ich damit fertig war, wollte entschieden werden, in welchem Studio mit welchen Musikern aufgenommen werden sollte. Als die Aufnahmen im Kasten waren, begannen die Veröffentlichungsvorbereitungen, das bedeutete Fototermine, Treffen mit Grafikern, die das Cover, das Booklet, das Konzertposter, die Anzeigen et cetera gestalten sollten. Dann musste ein neuer Pressetext her; es musste geklärt werden, wer dafür in Frage kam, ihn zu schreiben, und als derjenige gefunden war, zog auch das wieder Gesprächstermine nach sich. Als das Album veröffentlicht wurde, stand die obligatorische Interviewreise an, die mich kreuz und quer durchs Land führte. Kaum war das erledigt, sollte eine Tournee vorbereitet werden, also ging es weiter: Gespräche mit der Konzertagentur, Zusammenstellung des Tourneeprogramms, Gespräche mit den Musikern, den begleitenden Technikern, und dann begannen die Konzertproben. Als es endlich so weit war, der Boden vorbereitet, ging es auf Tournee, zehn Konzerte im Frühjahr, zehn Konzerte im Herbst.

Für alles, was hier entschieden und organisiert werden musste, war ich selbst zuständig. Dabei wollte die Fitness, sowohl die körperliche als auch die an meinem Instrument, die Handhabung der sich rasch verändernden Studioteknik, die geschäftlichen als auch sozialen Kontakte und, was eigentlich zuerst genannt werden sollte, das Familienleben beständig gepflegt werden. All das versetzte mich bisweilen in die Rolle eines Zehnkämpfers der besonderen Art.

Dass ich mit meiner Philosophie des Rundum-Selbstmanagements irgendwann an meine Grenzen gelangen würde, war zu erwarten, denn die Naturgesetze machen vor niemandem halt. Früher hatte mir all das überhaupt nichts ausgemacht und mir das schöne Gefühl gegeben, als One-Man-Kompanie autark alle Fäden in eigener Hand zu halten; aber nun war ich an einem Punkt angelangt, an dem ich mir eingestehen musste, dass dieses Konzept auf den Prüfstand gehörte. Immer wieder von einem Thema ins nächste zu springen und bei alledem nebenher auch noch eine Autobiographie zu schreiben, wollte mir nicht so recht gelingen.

Wie sagte mir im Oktober 2012 der Schriftsteller Frank Schätzing während unseres gemeinsamen Engagements für die Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, bei dem er aus seinem Bestseller «Der Schwarm» las und ich einige meiner maritimen Lieder beisteuerte: «Zum Schreiben bedarf es Einsamkeit.» Der tiefere Sinn dieses Satzes wurde mir erst bei meiner Reise mit dem Frachtschiff so richtig klar.

Das Eintauchen und ungestörte Verharren in jener Welt, die man sich zum Thema gemacht hat, kann nur gelingen, wenn man dranbleibt und seiner Konzentration nicht ständig selbst den Teppich unter den Füßen wegzieht.

Mit meiner Musik seit mehr als einem halben Jahrhundert unterwegs zu sein und dabei immer wieder vor mein Publikum zu treten, ihm etwas geben zu können und im Gegenzug etwas zurückzubekommen, das mir das schöne Gefühl beschert, ein sinnvolles Dasein zu führen, war mir eine große Lust und Freude. Es erfüllt mich mit großer Dankbarkeit und, ich gebe zu, auch mit einem gewissen Stolz.

Während es im Alltag immer virtueller zugeht, lief bei jeder Tournee alles in Echtzeit ab, vom gemeinsamen Frühstück bis zur Abfahrt in die nächste Stadt, vom Bühnenaufbau bis zum Soundcheck, bis dann zur Krönung eines jeden Tages die Bühnenlichter angingen und ein vorfreudig applaudierendes Publikum uns zu den Instrumenten greifen ließ.

Nachdem es vollbracht war, ging es kaputt, aber glücklich zurück ins Hotel – und an die Hotelbar für den wohlverdienten Absacker. So in etwa sah sie aus, die sich täglich wiederholende Tourneeroutine.

Aber trotz alledem: was für ein selten schönes Gefühl, sich am Ende eines langen Tages entspannt in die Kissen fallen zu lassen und noch beim Hinabgleiten in die Träume den verklingenden Applaus der letzten Zugabe in den Ohren zu haben.

7. August 2018, Hamburger Hafen, Süd-West Terminal am Kamerunkai; der Containerfrachter Blue Master 2 wartete auf seinen einzigen Passagier. Wobei klargestellt sein will: Gewartet hätte er mit Sicherheit nicht, denn in den Beförderungsbedingungen kam klar zum Ausdruck, dass die Fracht vorrangig war und der Passagier darauf eingestellt sein sollte, dass ihn kein Empfangskomitee erwarten würde. Der Umstand, dass der Abfahrtstermin vom ursprünglich angekündigten 8. August kurzfristig auf den 7. vorverlegt worden war, gab mir einen ersten Vorgeschmack.

Der Koffer war schnell gepackt, und ich war pünktlich zur Stelle; meine Frau Heidi und Tochter Alena führen mich bis an die Gangway. Es war zwar kein Komitee, aber doch der Schiffssteward Oleg, der uns willkommen hieß und uns zunächst alle drei in die Offiziersmesse führte. Dort war um 11 Uhr 30 Dinnertime, und er servierte Schnitzel für alle. Anschließend führte er uns auf

Deck 4, wo ich für die nächsten drei Wochen zu Hause sein würde. In der Hotelsprache würde man es als Juniorsuite einordnen: ein Schlafräum, Badezimmer mit Dusche und Klo und ein Wohnzimmer mit Fernseher, DVD- und CD-Player, Minibar, einer Sitzgruppe mit Tisch, den ich zu meinem Schreibtisch erklärte, alles recht gemütlich. Wie bei Containerfrachtern so üblich, befanden sich die Aufbauten auf dem Hinterschiff, was bedeutete, dass ich aus meinem Kabinfenster einen erhabenen Ausblick über das ganze Vorderschiff hatte. Ich verabschiedete mich von meinen Lieben, und dann war es auch bald so weit: Reise Reise, wir legten ab, und bei strahlendem Sonnenschein ging es die Elbe runter.

Vorbei an der Elbphilharmonie, wo ich ein knappes Jahr zuvor ein triumphales Konzert mit meinem 70er-Jahre-Avantgardeprojekt A. R. & Machines hatte erleben dürfen, vorbei an den St. Pauli Landungsbrücken, wo ich meine Kellnerlehre absolviert hatte, weil ich als Schiffsteward zur See fahren wollte, vorbei an meinem Elternhaus oberhalb der Hafensstraße, vorbei an der St. Pauli-Kirche, in der ich konfirmiert worden war, vorbei an der Fischauktionshalle, wo ich im August 2003 an zwei Tagen mein 40-jähriges Bühnenjubiläum gefeiert hatte, vorbei am Strand von Övelgönne, wohin wir als Schuljungen mit dem Fahrrad zum Schwimmen gefahren waren, vorbei am Falkensteiner Ufer, wo der pubertierende Achim mit seinen Kumpels das erste Mal wild kampiert hatte.

Das geht ja gut los, dachte ich, stand auf dem Oberdeck, und mich beschlichen große Gefühle. Als wir auf Höhe Cuxhaven anlangten, wo ich im Schullandheim Stickenbüttel während einer Klassenreise das erste Mal Bekanntschaft mit Heimweh gemacht hatte, waren davon nur Lichter im Dunkel zu sehen, und ich legte mich kurz darauf in meine Koje.

Doch mit dem Einschlafen war es nicht so einfach; der Maschinenraum, welcher sich ebenfalls im Hinterschiff befand, machte sich selbst im vierten Oberdeck noch mit einem dumpfen Grollen und vibrierenden Wänden bemerkbar. Dieses Geräusch sollte nun für drei Wochen mein ständiger Begleiter werden.

Am nächsten Morgen beim Frühstück von 7 Uhr 30 bis 8 Uhr 30 stellte ich fest, dass Seeleute ein Völkchen für sich sind: Einer nach dem anderen erschienen die Offiziere in der Messe und gaben, wenn überhaupt, nur einen kurzen, grunzenden Laut von sich. Auch untereinander wurde eher geschwiegen. Die gesamte Schiffscrew stammte aus Polen; war das deren Mentalität oder deren Gemütszustand? Auch daran hatte ich mich wohl zu gewöhnen.

Außer zu den Essenszeiten ließ ich mich kaum blicken, hockte in meiner Kammer und schwelgte in Erinnerungen, bearbeitete die Tasten und freute mich über die günstigen Preise im Bordshop. Hier war alles zollfrei, egal ob Wodka, Whiskey, Bier oder die Stange Zigaretten, alles spottbillig, und die Kombination aus allem brachte meine Schreiberei so richtig in Fahrt.

Der Kapitän lud dazu ein, bei Interesse jederzeit auf die Kommandobrücke kommen zu dürfen, und immer wenn mir nach einer Pause zumute war, schaute ich mir an, was es auf einem Frachtschiff alles zu entdecken gab. Wo früher einmal der Rudergänger an einem imposanten Steuerrad stand, fand ich ein Lenkrädchen vor, das gut und gerne auch aus einem Kleinwagen hätte stammen können. Was beim Automobil noch Zukunftsmusik, war in der Handelsschiffahrt längst Realität geworden: Den Kurs besorgte der satellitengesteuerte Autopilot, insofern gab es außer einigen Computermonitoren nicht viel zu sehen.

Was mich aber mächtig beeindruckte, war der Maschinenraum. Der befand sich im Heck des Schiffes und erstreckte sich über vier Decks unterhalb der Wasserlinie. Dort herrschte ein ohrenbetäubender Krach; zum Schutz trugen hier alle Lärmschutzkopfhörer, und bevor die Führung begann, bekam ich einen Satz Ohrstöpsel ausgehändigt, die ich mir in den Gehörgang pflöpfte, was leider zur Folge hatte, dass ich von den Erklärungen des Obermaschinenisten kein Wort verstand – obwohl ihm anzusehen war, dass er schrie.

Bis wieder ein Hafen angelaufen wird, ist dieses Schiff oft wochenlang unterwegs, und dabei laufen die Maschinen Tag und Nacht ohne Unterbrechung. Während ich mit der Kamera wild um mich schoss, zeigte sich der Maschinist völlig unbeeindruckt. Welch ein Arbeitsplatz, dachte ich, dagegen ist ein Pressluftbohrer oder die heftigste Heavy-Metal-Dröhnung nur harmloses Gesäusel.

Noch aber waren wir nicht mal in Antwerpen, wo der ganze Reiseplan aus dem Ruder laufen sollte. Irgendwo im Hafen war ein Feuer ausgebrochen; ich bekam die Anweisung, alle Fenster geschlossen zu halten, da es sich um einen Chemiebrand handele, dessen Rauch, einmal auf die Schleimhäute gelangt, heftigen Hustenreiz nach sich ziehen würde. Neugierig geworden, schlich ich mich trotzdem raus aufs Deck und sah eine Rauchsäule, die so weit entfernt war, dass ich glaubte, es würde uns nicht weiter betreffen. War dann aber doch so; wir liefen nicht wie geplant aus und mussten warten, wie sich die Dinge entwickelten.

Am Ende hingen wir anstelle von ursprünglich geplanten zwei Tagen eine ganze Woche im Hafen von Antwerpen fest, und mir ging langsam der Vorrat an Schnaps, Bier und Zigaretten aus.

Bei meinem Versuch, nachzubessern, eröffnete mir Oleg, dass der zollfreie Bordshop erst dann geöffnet wer-

den dürfe, wenn das Schiff den Hafen wieder verlassen habe. Ich vertrieb mir die Zeit damit, dass ich an Land ging und mit dem Taxi in die Stadt fuhr, um mir Antwerpen anzusehen – ohne rechte Vorstellung davon, was mich erwarten würde. Es wurde weitaus interessanter als vermutet; ich war beeindruckt von der prunkvoll großbürgerlichen Architektur der Altstadt, die alle Kriege weitgehend unbeschädigt überstanden hatte, dazu gehörte auch die Liebfrauenkathedrale mit Gemälden von Peter Paul Rubens, und selbst der Hauptbahnhof war einer der schönsten, die ich bislang gesehen hatte. Ich wurde mit der Nase auf eine klaffende Bildungslücke gestoßen; dass Antwerpen nach Rotterdam der zweitgrößte Hafen Europas war, gehörte auch dazu.

Am nächsten Morgen beim Frühstück war ich dann weniger beeindruckt. Ich hatte mich gerade damit abgefunden, dass ich mich täglich zwischen Rührei, Spiegelei oder gekochtem Ei entscheiden konnte, und siehe da, heute war alles anders, denn vor mir auf dem Teller lagen zwei Wiener Würstchen. Ich schaute Oleg fragend an: «Würstchen zum Frühstück, wie merkwürdig ist das denn?» Er antwortete nur, dass das auf diesem Schiff überhaupt nicht merkwürdig sei. Also zweimal wöchentlich Würstchen, mal dünne lange, mal kurze dicke. Obwohl Robert, der Koch, auch mit positiven Überraschungen aufwarten konnte – ich entwickelte mich zwangsläufig zu einem Kenner der polnischen Küche, besonders ein Gericht, das sich Bigos nannte, schmeckte mir richtig gut. Meine Gewohnheit, vegetarisch zu essen, konnte ich mir komplett abschröpfen. Der Rückfall ins Fleischliche blieb nicht der einzige, und daran war nicht nur allein der Bordshop schuld. Ab und zu ein Bierchen, ein Weinchen oder ein Wodka als Rachenputzer erwies sich als geistige Nahrung, und ich registrierte mit Erleich-

terung, dass mein zur Nervosität neigender Magen problemlos mitspielte.

Irgendwann war auch Antwerpen überwunden, und bald darauf ging es durch den Ärmelkanal, links Frankreich und rechts die weißen Klippen von Dover. An einem dieser Tage kam Oleg während des Essens an meinen Tisch, beugte sich verschwörerisch zu mir herunter und flüsterte mir ins Ohr: «Your Ikognito ist kaputt», hielt mir sein Handy vor die Augen und zeigte sich sichtlich beeindruckt von dem Video, das er auf YouTube entdeckt hatte, besonders davon, wie das Publikum während meines Geburtstagskonzerts 1994 in der Großen Freiheit bei «Aloha Heja He» den Gesang übernahm, während ich selbst auf der Bühne stand und nur noch zuschaute. Die Kunde verbreitete sich schnell unter der Besatzung, was zur Folge hatte, dass der eine oder andere sich mir beim Betreten der Messe zuwandte und anstelle von «dzień dobry» nun «Good morning» murmelte.

Am Freitag, es war der elfte Tag unserer Fahrt, klopfte es an meiner Kabinentür, und ein bisher wortlos Gebliebener machte mich darauf aufmerksam, dass sich am Boden meines Kleiderschranks eine Schwimmweste, ein Schutzhelm und ein Sack mit einem Thermoanzug befanden. Er plagte sich sehr damit, sich im Englischen verständlich zu machen, aber Sinn und Zweck seines Erscheinens blieben mir verborgen. Mir selbst waren diese Dinge schon aufgefallen, und ich glaubte, er wolle mir nur die Sicherheitsausrüstung erläutern - wie bei einer Flugreise die Notausgänge, die Funktion der Sauerstoffmasken und die Sicherheitsgurte erklärt werden.

Kurz nachdem er gegangen war und ich mich wieder dem Schreiben zugewandt hatte, schrillte plötzlich ein hochfrequenter Alarmton in einer Lautstärke, die

mir augenblicklich durch Mark und Bein fuhr. Reflexartig sprang ich aus meinem Sitz und hielt mir mit beiden Händen die Ohren zu. Was sollte denn der Quatsch? Kurz darauf klopfte Oleg an meine Tür, um mich zu einer Seenotrettungsübung abzuholen. Die ganze Schiffsmannschaft versammelte sich auf dem Oberdeck neben einem Gefährt, das als «free falling life boat» bezeichnet wurde. Das Boot war eine hermetisch abgeschlossene Kabine mit einer Heckluke, hatte Platz für 25 Personen und hing in einer Vorrichtung zehn Meter oberhalb des Wasserspiegels. Das konnte doch nicht wahr sein! Wir wurden tatsächlich zum Einsteigen aufgefordert, und anschließend erklärte ein Offizier die Bordausrüstung: Notverpflegung, Signalpistolen, Medikamente und ich weiß nicht was noch alles. Nach der Übung durften sich alle wieder zurück auf ihre Stationen begeben. Kaum war ich wieder zurück in meiner Kammer, heulte dieser schrille Ton ein weiteres Mal auf – diesmal zur Entwarnung. Ich griff zu meinem Smartphone und wollte das Erlebte gleich mal nach Hause whatsappen, aber nix war, wir befanden uns außer Reichweite aller Netzverbindungen.

Das Wetter blieb uns die ganze Zeit gnädig, sogar als wir entlang der Biskaya zum vorletzten Stopp Richtung Portugal fuhren.

Leixoes, 19. August, ein reiner Containerhafen mit gewaltigen Kränen, die diese riesigen Blechkisten aufs Schiff hoben. Bisher war vorwiegend der Frachtraum beladen worden, jetzt wurden die Containertürme darüber gestapelt, bis ich aus meinem Fenster in vierten Oberdeck nur noch Blechwände vor Augen hatte. Es war Sonntag; bevor wir die Endstrecke nach Walvis Bay / Namibia antraten, wollte ich mir Porto ansehen, das ganz in der Nähe war, die letzte Station in Europa. Ich ging

von Bord und irrte durch nicht enden wollende Blocks von gestapelten Containern, als wäre ich in einer Stadt, in der die Häuser keine Fenster hatten. Das Thermometer zeigte 33 Grad, und ich hatte das Gefühl, in einem Irrgarten unterwegs zu sein. Irgendwann hatte ich den Ausgang gefunden und fragte einen Mann, der seinen Hund ausführte, wo hier ein Taxi zu finden wäre. Er erklärte mir mit weit ausholenden Armbewegungen auf Portugiesisch den Weg, ich glaubte kapiert zu haben und marschierte weiter in die angezeigte Richtung. Angekommen am Taxistand - kein Wagen da. Ich wartete. Bald darauf kam eine Frau vorbei, die auf meine Frage nach einem Taxi nur meinte, dass ich am heutigen Sonntag wohl lange warten könne.

Heute war wohl nicht mein Tag. Nach einer halben Stunde in gleißender Sonne entschied ich mich zum Rückzug. Völlig unzufrieden war ich nicht, hatte ich doch immerhin einen ausgiebigen Spaziergang auf festen Boden unternehmen können, wie er auf dem Schiff nicht möglich gewesen wäre. Dort gab es vom vierten Oberdeck nur die Wege hinab und herauf, 120 Treppenstufen, Fahrstuhl war nicht, 200 Meter entlang der Leeseite des Schiffes bis zum Bug und auf der Luvseite wieder 200 Meter zurück, mit Blick aufs Meer bis zum Horizont.

Außer dem Rauschen des vom Bug durchpflügten Wassers hörte ich entlang der schmalen Seitengänge Geräusche, die mir unheimlich erschienen. Wie ich mir sagen ließ, waren es die Blechwände der Container, die sich durch die Bewegung des Schiffes ständig verformten. Es klang, als befände sich darin jemand mit einem Vorschlaghammer, und manchmal entstand ein Rhythmus, als würde ein Schlagzeuger seinen ganzen Frust in ein gewaltiges Solo entladen. Auf meinem Weg vorbei an den Containern konnte ich nicht anders, als den Kopf einzuziehen und meine Schritte zu beschleunigen,

um schnell daran vorbeizukommen. Von einem gemütlichen Deckspaziergang konnte nicht die Rede sein, und insofern war mir in meiner Kammer dann doch wohler zumute.

Auf meinem Laptop hatte ich zwölf Folgen einer amerikanischen Jazzdokumentation von Ken Burns dabei, die mir mein IT-Spezi Guido überspielt hatte; davon führte ich mir zum Ausklang eines jeden Tages eine Folge von knapp einer Stunde zu Gemüte.

In jüngeren Jahren empfand ich Jazzmusik als nerviges Gedudel; das tiefere Anliegen dieser Musik war mir lange verborgen geblieben und auch, dass es eine lange Entwicklungsgeschichte gab, die mit vielen ganz unterschiedlichen Stilrichtungen aufwarten konnte. Dass ein Mann wie Charlie Parker beileibe nicht der einzige mit wahrem Genie Gesegnete war, der sich mit seinen Improvisationen die Seele aus dem Leib spielen konnte und dabei Dinge vollbrachte, die 250 Jahre vor ihm Johann Sebastian Bach noch mit Bedacht zu Papier hatte bringen müssen, um sie hörbar zu machen.

Ich war verwundert, wie bewegt und angerührt ich von dieser wirklich exzellenten Musikedokumentation war. Musik, gleich welcher Richtung, kann ein Zuhause sein, und ich war glücklich, meines, wenn auch mit bescheidenerer Ausstattung, gefunden zu haben.

Nachdem die Blue Master 2 den Hafen von Leixoes wieder verlassen hatte, passierten wir in der folgenden Nacht Gibraltar, den engsten Punkt zwischen Europa und Afrika, und 48 Stunden später die Kanarischen Inseln; am Horizont war Teneriffa zu erkennen. Hier bot sich für lange Zeit die letzte Möglichkeit, per Smartphone ein Lebenszeichen nach Hause zu schicken.

Bevor wir wieder Land sehen würden, würden wir eine Strecke von Luftlinie 6658 Kilometern bewältigen müssen; da wir aber nicht durch die Luft unterwegs waren, sondern übers Wasser, musste zunächst der Bauch der Afrikanischen Westküste umfahren werden. Die Route führte entlang von Marokko, Westsahara, Mauretani- en, Senegal, Gambia, Guinea-Bissau, Guinea, Sierra Leone und Liberia. All diese Länder befanden sich weit hinter dem Horizont, ohne dass jemals etwas anderes zu sehen war als Wasser, darüber der Himmel und in der Magengrube das komische Gefühl, dass es unter uns verdammt tief war; eine dunkle Parallelwelt, bevölkert von Fischen, Seeungeheuern und Schiffswracks.

Dieser Zustand sollte für ganze zwei Wochen anhalten. Mitten auf dem Atlantik gab es einen Punkt, von dem aus der Weg nach Brasilien kürzer gewesen wäre als der nach Namibia.

Am Samstag, dem 25. August fand auf dem vierten Oberdeck ab 18 Uhr ein großes Barbecue statt, an dem die gesamte Schiffscrew teilnahm und zu dem auch ich eingeladen war. Oleg erzählte mir, dass dieses Fest auf jeder Hinfahrt, die den Frachter noch ums Kap der Guten Hoffnung bis nach Durban in Südafrika führen sollte, und ein weiteres Mal auf dem Weg zurück nach Hamburg stattfand, und er gab mir mit schelmischem Grinsen zu verstehen, ich solle mich auf einiges gefasst machen.

Als ich das Oberdeck betrat, fand ich eine lange, festlich eingedeckte Tafel vor, darauf Batterien von eisgekühlten Bierflaschen, von denen die Tropfen perlten. Robert, der Koch, machte sich an einem großen Holzkohlegrill zu schaffen. Daneben ein Tisch mit Bergen von Steaks, Schnitzeln, Koteletts und verschiedenen Sorten von Grillwürsten.

Der Kapitän saß am Kopfende der langen Tafel, und mir wurde der Platz neben ihm zugewiesen. Kurz darauf servierte man mir einen Teller mit der ersten Fleischportion, ich nahm mir ein Bier dazu und ließ es mir schmecken.

Der Kapitän war in Plauderlaune und schien etwas für Musik übrig zu haben; er erzählte davon, dass es in Polen große Festivals gäbe, bei denen internationale Rockstars meines Alters auftraten und das Publikum von weit her angereist käme. Er selbst habe dort die Spencer Davis Group gehört und geriet regelrecht ins Schwärmen. Schau mal an, so'n polnischer Kapitän besucht Rockfestivals.

Aber damit nicht genug: Kurz darauf kam er auf das Thema Marihuana zu sprechen, und mit einer Handbewegung, als führte er sich zwischen Daumen und Zeigefinger einen dünnen Spliff zum Munde, lobte er das fortschrittliche Denken von Tschechen und Holländern, die dieses Genussmittel längst legalisiert hatten. Ich druckte ein wenig herum, konnte aber schlecht sagen, dass ich mir gern etwas davon mitgenommen hätte und es nur deshalb unterlassen hatte, weil in den Reiseinstruktionen nachzulesen war, dass der Zoll in den Häfen auch mal private Gepäckstücke filzte.

Derweil stieg rundherum der Gesprächspegel; Kandidaten, die mir bisher nur mit versteinerten Mienen begegnet waren, zeigten nun ein gelöstes Lächeln und scherzten. Der Sonnenuntergang tauchte alles in ein atmosphärisches Licht, und die zweite Phase des Festes begann. Plötzlich standen Wodka- und Whiskeyflaschen auf dem Tisch, und es dauerte gar nicht lange, da wurde ich von links und rechts angesprochen, wann ich denn nun diesen Song singe, der da auf YouTube zu sehen war, mit Aloha und so? Zur Ermunterung schenkte man mir

randvoll Wodka ein und prostete mir zu, mit Gläsern, so groß wie Zahnputzbecher.

Hochprozentiges ist nicht so mein Ding, und wenn, dann eher nach deutscher Manier aus 2-cl-Schnapsgläschen, hier aber war ich unter polnischen Seeleuten, da herrschten andere Maßstäbe. Es kündigte sich ein regelrechtes Saufgelage an, und mir dämmerte, was Oleg gemeint hatte. Hinterher ist man immer schlauer – ich hätte vorher eine Dose Ölsardinen verdrücken sollen. So aber lief es darauf hinaus, dass ich ziemlich schnell Schlagseite bekam und dachte: Bring es hinter dich, solange du noch einigermaßen klare Gedanken fassen kannst.

Ich holte aus meiner Kammer die Baby Taylor, meine Reisegitarre, die auf allen meinen Reisen dabei ist, setzte mich zurück an den Tisch und legte los. Ich dachte, ich biete zunächst etwas an, was Standard ist, und entschied mich für «Twist and Shout». Nach halber Länge behielt ich dieselbe Akkordfolge bei und begann, den Text von «La Bamba» darüber zu singen. Ich bekam Applaus. Man schien nun echt bemüht um mich zu sein; kaum hatte ich einen Schluck aus meinem Zahnputzbecher genommen, schenkte man mir sofort nach. Pass auf dich auf, hörte ich Heidis Stimme im Geiste mahnen.

Als Nächstes schien mir der eine oder andere Sea-Shanty das Richtige zu sein, und so legte ich mit «Drunken Sailor» nach, gefolgt von «Rolling Home». Ich hatte mir vorgenommen, es bei einer Kostprobe zu belassen, aber vor mir stand schon wieder ein randvolles Glas, also ging ich direkt dazu über, «Aloha Heja He» anzustimmen.

Es ist immer wieder erstaunlich, wie dieser Song sogar bei Leuten ankommt, die kein Wort vom Text verstehen. Sobald es zum Refrain kommt, kapierten sie immer, wo es langgeht. Die kantigen Kerle gerieten in Wallung,

wenn auch zunächst noch etwas zaghaft, aber als ich gen Ende des Songs drei Refrains mit von Mal zu Mal ansteigender Stimmlage wiederholte, waren die meisten richtig in Stimmung, während sich bei einigen anderen die slawische Seele meldete, um mich mit melancholisch-glasigem Blick zu taxieren.

Nun hatte ich mein Gastgeschenk abgegeben; ich erhob mich von meinem Sitz, um mich mit einer scherzhaften Verbeugung für den Applaus zu bedanken, da schwankte plötzlich der Boden unter meinen Füßen, und es warf mich nach kurzem Taumel zurück in den Sitz. Hoppla! Ich hielt mich mit den Händen an der Tischkante fest, um nicht vom Hocker zu kippen. Zu allem Überfluss trat genau in dem Moment ein Schrank von Maat mit bis oben hin tätowierten Armen an mich heran und fragte, ob ich auch was von AC/DC singen könnte.

Ich warf das Handtuch; würde ich hier wankend über die Reling plumpsen, wäre ich von Gott und der Welt verlassen, denn rundherum war mittlerweile rabenschwarze Nacht. Aber auch der traumhafte Anblick des kristallklaren Sternenhimmels konnte nichts daran ändern: Ich wollte nur noch am Kissen horchen.

Der folgende Tag gehörte dem Kater, die Messe blieb geschlossen, das Frühstück fiel aus, der Einzige, der ohne Probleme seinen Dienst tat, war der Autopilot. Erst zum Mittag wurde wieder feste Nahrung zu sich genommen, und die alte Wortkargheit war zurückgekehrt. Das beim Betreten der Messe hingenuschelte «dzień dobry» klang eher nach einem Frosch im Hals.

Mir war nicht nach Schreiben zumute, sondern eher nach Faulenzen in der Sonne. Die einzige Möglichkeit dafür bot das Oberdeck, auf dem gestern das Barbecue stattgefunden hatte. Dort fand ich alles wieder tipptopp aufgeräumt vor; offensichtlich gab es doch Crewmitglie-

der, die Maß halten konnten. Ich schob, bekleidet mit kurzer Hose und Sonnenbrille, eine Sonnenliege in einen windgeschützten Winkel und ließ mich darauf nieder. Mag es für's Auge friedlich ausgesehen haben, für's Ohr sah das ganz anders aus. Obwohl sich Maschinenraum und Schiffsschraube fünf Decks tiefer unter der Wasserlinie befanden, machten sie einen ziemlichen Radau, was meiner Vorstellung von Entspannung nicht entgegenkam. Ein Kopfhörer mit Musik würde das Problem sicher lösen, also ging ich zurück in meine Kammer, cremte mich noch schnell mit Sonnenschutzfaktor 30 ein und kehrte zurück auf die Liege. In der nächsten halben Stunde drehte ich die Musik Stück für Stück lauter, bis der Maschinenlärm nur noch Hintergrundgeräusch war, aber mir wollte trotzdem nicht behaglich werden, denn mit meinem noch nicht überwundenen Schädelbrummen ging mir nun die Lautstärke der Musik auf den Wecker, und bei leiseren Passagen schob sich das Motorengeräusch wieder in den Vordergrund. Also verzog ich mich doch wieder in meine Kammer, um zu lesen.

Ich hatte das neue Buch von Wolfram Fleischhauer mit den Titel «Das Meer» dabei; es ging um industrielles Fischen unter Umgehung internationaler Gesetzeslagen und um eine Gruppe von radikalen Umweltaktivisten, die dagegen aufbegehrten. Obwohl es sich bei der Story um Fiktion handelte, hatte sie viele Bezüge zur Realität. Ich war sehr angetan von der Aufbereitung des Themas und verbummelte den Tag mit dieser höchst aufschlussreichen und dabei nicht minder spannenden Lektüre.

Nach dem Abendessen zog ich mir eine weitere Folge von Ken Burns' Jazzdokumentation rein; ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass sie mich derartig in den Bann ziehen würde. Danach hatte ich mit Hilfe von Thelonious Monks «Round Midnight» auch die richtige Bett-schwere erlangt.

Am nächsten Morgen unter der Dusche blickte ich erstaunt auf mein linkes Schienbein; ich war am Tag zuvor offenbar nur sehr nachlässig mit der Sonnenschutzcreme umgegangen. Hoch bis zum Knie entdeckte ich Verbrennungen, die, wie ich später feststellen sollte, selbst zwei Wochen später noch zu sehen waren. Sonne und Meer, eine gefährliche Mischung.

Durch den außerplanmäßig längeren Aufenthalt in Antwerpen verschob sich unsere Ankunft in Walvis Bay / Namibia um eine volle Woche. Ich hatte nun dafür zu sorgen, den Shuttledienst, der mich vom Hafen nach Swakopmund bringen sollte, die Beach Lodge, in der ich noch eine Woche verbringen wollte, und auch meinen Rückflug von Windhoek nach Frankfurt mit Anschluss nach Hamburg neu zu terminieren. Die einzige Möglichkeit bot der Bordcomputer, welcher nur periodisch einem Satelliten zugeschaltet war. Nach längerem Hin und Her gelang es mir, mit Hilfe der auf Afrika spezialisierten Agentur Toucan Reisen in Hamburg unter Verschmerzung unvermeidlicher Umbuchungsgebühren alles neu zu regeln. Nun denn, was wäre ein Abenteuer ohne Überraschungen?

Als ich von Bord ging, hatte ich viele Hände zu schütteln. Ich steckte Oleg noch ein Paar Scheine zu, und dann erwartete mich bereits ein freundlicher Officer, der mich innerhalb des Hafens mit dem Auto zum Immigrationsbüro fuhr. Dort angekommen, saß am Schalter hinter einer Glasscheibe eine schwarze Frau in Uniform. Ich glaubte, bestens vorbereitet zu sein. Peter, die gute Seele meines Büros, hatte mir extra für diesen Anlass eine Mappe mit allen Dokumenten zusammengestellt, die laut der Agentur Langsamreisen, bei der ich die Schiffsreise gebucht hatte, Bedingung waren, um ins Land gelassen zu werden: ein Gesundheitszeugnis meines Haus-

arztes, ein Unbedenklichkeitszertifikat des Tropeninstituts bezüglich Gelbfieberschutzimpfung, ein Nachweis meiner Krankenversicherung, dass ich auch im Ausland versichert war, der Ausdruck meines Rückflugtickets als Nachweis, dass ich das Land auch wieder verlassen würde, ein gültiger Auslandsführerschein, ein gültiger Reisepass und, was später hinzukam, eine Liste aller ins Land eingeführten Geräte wie: Gitarre, Laptop, Backup-Festplatte, Fotoapparat, Smartphone, Ladegeräte bis hin zur elektrischen Zahnbürste, unterzeichnet und gestempelt vom Kapitän des Schiffes, mit dem ich ange-reist war. Ich war fast ein wenig enttäuscht, dass außer dem Reisepass nichts von alledem nachgefragt wurde. Was war es für eine Action, um diesen ganzen bürokratischen Kram auf die Reihe zu kriegen, und nun wollte niemand auch nur einen Blick darauf werfen.

Kurz darauf saß ich in einem klimatisierten Kleinbus Richtung Swakopmund, mein schwarzer Fahrer stellte sich als Matthias vor, und neugierig, wo ich hier gelandet war, ließ ich meinen Blick schweifen. Links des Wegs erstreckte sich der Atlantische Ozean, und zur Rechten sah ich, so weit das Auge reichte, nichts als Wüstensand. Matthias erzählte von sich schnell fortbewegenden Wanderdünen und Sandstürmen, die zu bestimmten Jahreszeiten so heftig übers Land gehen, dass es den Bewohnern dieses Landstrichs passieren konnte, sich freischaufeln zu müssen, um zur Haustür hinauszugelangen. Es ist doch überall ein Haar in der Suppe, dachte ich; dafür musste hier niemals Schnee geräumt werden.

Für mich sollte das kein Thema sein; denn ich war gekommen, um in Abgeschiedenheit in mich hineinhorchen zu können und mit meinem Buch voranzukommen.

[...]